

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 63 (1959-1960)
Heft: 11

Artikel: Aus dunklen Tagen
Autor: Zbinden, Hans
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-670662>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 04.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Aus dunklen Tagen

von Hans Zbinden

Die Nacht, von der ich erzählen will, war ohne Licht. Drohend senkte sie sich über eine Stadt auf dieser Welt, in der kein Licht aufleuchten durfte. Die Fenster der Häuser starrten wie erloschene Augen in das Dunkel, die Strassen, deren Asphalt sich sonst wohlgefällig im Schein der zahlreichen Lichter spiegelte, lagen trostlos verlassen da.

Der Mond wanderte fahl und kränklich seinen Weg am Himmel, schaute verwundert durch die kahlen Aeste der Bäume, die längs der Strasse standen. Wo blieben die Menschen, wo blieb das Licht in dieser Stadt?

Soldaten in schweren Stiefeln marschierten durch die Strassen, die stählernen Läufe ihrer Gewehre flimmerten leicht im bläulichen Lichte des Mondes, wie das vergoldete Kreuz auf der Spitze des Domes, das hoch über den Dächern in den Himmel ragte.

Es wurde Mitternacht. Schwere Tanks rollten durch die Strassen, ihre Geschütze wie drohende Finger gegen die Häuser gerichtet. Die Stadt lag in der Dunkelheit gefangen, wie eine Beute in den Fängen eines Aasgeiers. Durch die schwarze Stille zitterte der Schrei einer gequälten Frau, das Wimmern eines Kindes.

Soldaten durchstreiften die Strassen. Sie führten Männer und Frauen mit sich. Schüsse peitschten die Luft, eilig lief das Echo den Häusermauern entlang. Fluchend trieben sie ihre Gefangenen dem Gebäude aus grauem Beton zu, das, von einer Mauer mit rostigem Stacheldraht umgeben, am Rande der Stadt lag. Scheinwerfer tauchten das ganze in schattenlose Helle, suchten lüstern die Umgebung ab. Hier gab es Licht. Fieberhaftes Leben herrschte da. Soldaten gingen ein und aus, brachten Gefangene nach den feuchten Kellergewölben und pferchten sie hinter schweren Eisentüren zusammen. Im Erdgeschoss, am Ende des langen, schlecht beleuchteten Ganges lag der Verhörraum, der Schrecken der Gefangenen. Kaum einer, der den Weg nach diesem Raume machte, kam zurück. Und wer zurückkam, war dem Himmel näher als der Erde. Vier weiss gekalkte Wände, ein roher Holztisch, zwei Stühle, weiter befand sich nichts in diesem Zimmer.

Guba Fericini, Leutnant der Sicherheitspolizei war der Mann, der diesem Raum seine grauenvolle Seele gab. Gross und schlank gewachsen, er mochte 35 Jahre zählen, sah er einem tüchtigen Sportsmann ähnlich. Am Fenster stehend, seine Hände in die Hüfte gestemmt, rauchte er in kurzen Zügen eine Zigarette amerikanischer Herkunft, stiess den Rauch durch die Nase aus. Rasch warf er einen Blick auf seine Armbanduhr. Mitternacht war längst vorbei. «Noch einen, dann ist's genug für heute», murmelte er. Nachdenklich blickte er auf die Soldaten im Hof, die noch immer Gefangene heranzführten. Unglaublich, dass es noch Toren gab, die an Gerechtigkeit und ähnliche Dinge glaubten. Der Aufstand gegen die Regierung war niedergeschlagen. Das Recht stand wie immer auf der Seite der Stärkeren.

«He, Wache, bring noch ein Luder, dann lassen wir's sein für diese Nacht», brüllte er. «Geht in Ordnung, Leutnant», ertönte eine Stimme vor der Türe und schwere Schritte entfernten sich.

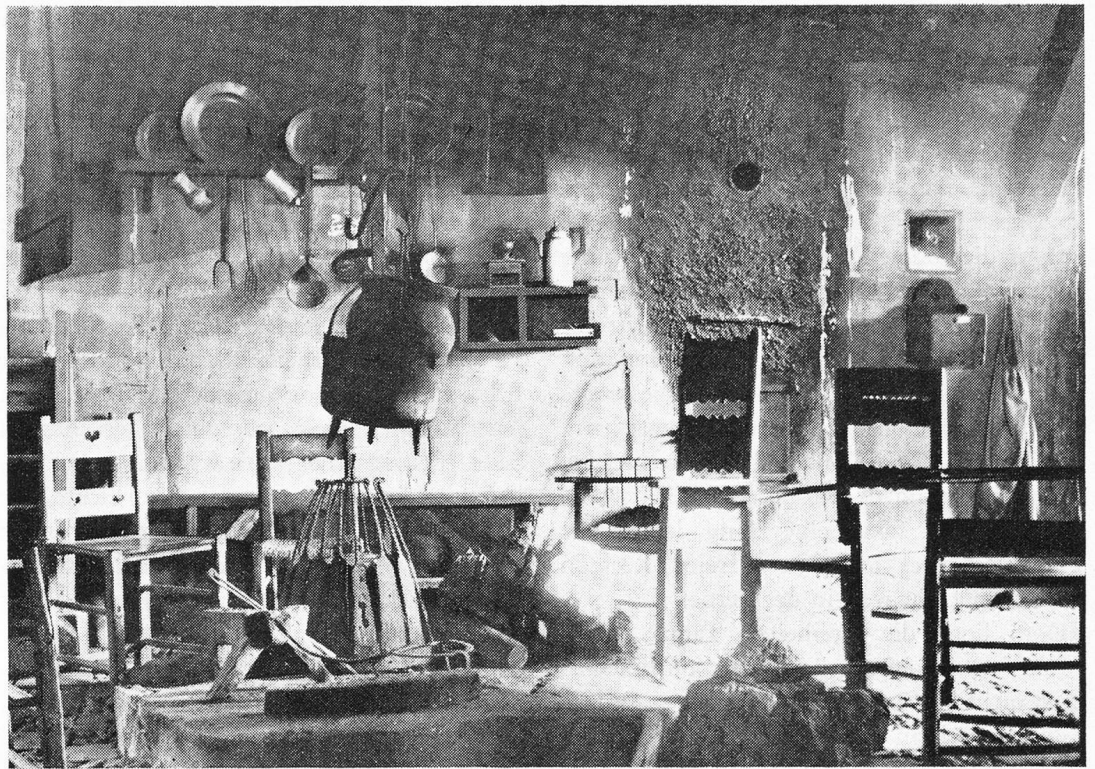
Fericini überprüfte den Scheinwerfer, der mitten im Zimmer stand. Bald kamen Schritte näher, die Türe wurde aufgerissen, eine junge Frau taumelte ins Zimmer. Fericini schaltete den Scheinwerfer ein. Vom grellen Lichte jäh überrascht, bedeckte die Gefangene ihr Gesicht mit beiden Händen, sank auf die Knie.

«Willst aufstehen, Luder, bist hier nicht in einer Kirche», schrie Fericini in heller Wut. Die junge Frau rührte sich nicht. Fericini schaltete den Scheinwerfer aus, griff zur kurzen Peitsche, die er schon so oft gebraucht in dieser Nacht.

«Warte, ich will dir Beine machen, Kleine», höhnte er heiser. Da . . ., er hob die Peitsche zum Schlage, als die Gefangene sich langsam aufrichtete, ihr Blick den seinen traf.

Leutnant Fericini wurde blass wie die weissgetünchten Wände des Zimmers. Die Worte erstarben auf seiner Zunge, endeten in einem unverständlichen Lallen. Es wurde still, unheimlich still im Raume. Fericini stand da, starrte auf das blutiggeschlagene Gesicht seiner Gefangenen.

Ein Lächeln umspielte ihren Mund, ihr Blick ging in unbestimmte Ferne. Tanna Sterenberg, einst Studentin der Musik, gedachte der Stunden reinen Glücks mit Guba Fericini, dem Rechtsstudenten. An jene Stunden, die sie mit Guba untem am Fluss verbracht, an die Wanderungen, Hand in Hand, die sie mit ihm an sonnigen Tagen ausserhalb der Stadt gemacht. Auch an die Küsse, die sie erhalten und zurückgeschenkt, an die Liebesworte, die Guba geflüstert.



Die Diele eines Heidjehauses (Lüneburger Heide)

Dann war der Krieg gekommen, fremde Soldaten zogen durch die Strassen, Tanks folgten hinterher. Nie mehr sah sie Guba Fericini. Das einzige, was sie wusste, er kämpfte mit vielen andern gegen eine starke Uebermacht.

Was aus ihm geworden, hatte sie nie erfahren. Nun stand er vor ihr wie einst. Sie sah nicht die verhasste Uniform, die er trug, sah nicht den Raum, in dem sie sich befanden. Guba war wieder da, in der Nähe, alles andere sah sie nicht.

Auch Fericini erinnerte sich schmerzhaft deutlich, als wäre es gestern gewesen, jener Stunden. Und er, der lange schon sein Herz nicht mehr fühlte, wusste nun plötzlich wieder, dass er noch Mensch war.

«Gäbe es einen Gott, er hätte uns dieses Wiedersehen ersparen müssen», murmelte er tonlos.

Die junge Frau antwortete nicht, strich sich mit leichter Gebärde das wirre Haar aus dem Gesicht. So tat sie früher, wenn ich ihr das Haar zersauste, dachte Fericini und er trat einen Schritt vorwärts, um sie an sich zu ziehen. Doch dann erinnerte er sich der Gegenwart und sein Gesicht wurde wieder undurchdringlich. Er straffte sich, trat an die Türe, öffnete.

«Wache, he, Wache, schlaft ihr?», schrie Fericini in den Gang hinaus. Dumpf brachte das Echo die Worte zurück. Ein Soldat kam erschreckt dahergerannt.

Zum Teufel, das dauerte lange. Fericini stampfte wütend mit dem Fusse auf, und der Soldat, mit dem Gesicht eines Bauern, sank in sich zusammen.

«Bringen Sie dieses dreckige Luder zu meinem Wagen, sie muss zur Stadt hinaus, Befehl vom Obersten.»

Der Soldat salutierte, griff die Gefangene am Arm, riss sie mit sich. Fericini lief schweigend hinterher.

«Viel Glück, Leutnant», grinste der Soldat, als Fericini im Wagen sass. Kreischend öffnete sich das grosse Eisentor. Fericini fuhr in die Nacht hinaus, gefolgt von den Blicken der Soldaten. Bald gab er Vollgas, er kannte den Weg. Auf der Flucht vor fremden Soldaten, den Tod hinter sich her, war er in einer trostlosen Nacht schon einmal diese Strasse gefahren.

Zwei Stunden raste er dahin. Nicht ein einziges Wort wechselte er mit seiner Gefangenen. In dichtem Unterholz brachte er den Wagen zum Stehen, stieg aus. Gespannt horchte er um sich her. Es regnete, schwarze Wolken, vom Winde gejagt, trieben dahin. Rasch trat er an den Wagen zurück, öffnete die Türe.

«Wir sind am Ziel, komm heraus, Tanna», flüsterte er.

«Nein, nein, lass mich, ich tat nichts», wimmerte die junge Frau, und wilde Angst schüttelte ihren Körper. Fericini biss sich auf die Lippen.

«Gott, o Gott, wie ich dich hasse», murmelte er.

«Komm, Tanna, ich bin es, Guba, dein Guba», sprach er flüsternd und strich mit einer Hand hastig über ihre fieberheisse Stirne.

Sie folgte ihm willig ins dichte Unterholz. Zweige schlugen ihm ins Gesicht, keuchend zog er die junge Frau hinter sich her, über Wurzeln und Steine stolpernd. Das Unterholz lichtete sich, eine grosse Fläche lag vor ihnen. In der Ferne, rechts am Horizont, schimmerte schwach ein Licht. Die weite Fläche, von hohem Schilfrohr bewachsen, das sich im Winde hin- und herbewegte, lag still und einsam da.

Guba Fericini fasste eine Hand der jungen Frau und wies mit seiner freien Rechten nach dem Licht weit in der Ferne.

«Dort liegt die Freiheit», Tanna. «Das Moor ist trocken um diese Zeit, du brauchst dich nicht zu fürchten.»

Die junge Frau schmiegte sich an Fericini, blickte nach dem Lichte weit in der Ferne.

«Geh nun, Tanna», drängte er, «geh. Und bist du drüben, vergiss Leutnant Fericini. Guba Fericini aber, den einstigen Studenten der Rechte, der dich liebte bis in den Tod, dessen Bild halte fest in deiner Erinnerung.»

«Guba», flehte sie, «lass uns zusammen gehen, komm». Sie warf ihre Arme um seine Schulter. «Komm mit!»

Hart machte er sich frei.

«Leutnant Fericini steht vor dir, Tanna, nicht Guba der junge Student. Geh endlich, sonst wird es zu spät sein.»

Irgendwo im Unterholz knackten einige Zweige. Fericini stiess sie die Böschung hinunter in das Schilf, wo sie am Rande zögernd stehenblieb. Sie schien irgend etwas zu erwarten, ein liebes Wort, oder dass er ihr folgen würde.

Doch Fericini stand starr und unbeweglich oben an der Böschung. Erst als sie langsam im hohen Schilf verschwand, winkte er ihr mit der Hand.

Das Geräusch brechender Zweige kam nun näher. Fericini blickte über das öde Moor. Nichts war zu sehen, nur die Halme des Schilfes wogten hin und her. Er wandte sich dem Unterholz zu, holte eine Schachtel aus seiner Rocktasche und, gegen den Wind gekehrt, zündete er sich eine Zigarette an. Zweimal erlosch das Streichholz in seiner Hand. Breitbeinig, die Daumen seiner Hände in den Ledergürtel gehakt, die Zigarette schräg im Mundwinkel, mit einem spöttischen Lächeln, so fand ihn die Patrouille.

«Sie kommen reichlich spät, zu spät», begrüsste Fericini den Leutnant und die sechs Soldaten.

Der junge Leutnant trat auf Fericini zu.

«Sie wissen, wie wir Verräter strafen», zischte er, und auf ein leichtes Nicken mit seinem Kopfe umringten die Soldaten Fericini.

«Ich weiss es, Leutnant.»

Lächelnd warf Fericini einen Blick auf seine Armbanduhr. Tanna muss nun drüben sein, ich habe meine Pflicht getan.

Sechs Schüsse peitschten die Stille des aufkommenden Morgens. Weithin rollte ihr Echo über das wogende Schilf, verlor sich jenseits des öden Moores. Auf der anderen Seite entstieg eine junge Frau dem Schilf, lief mit tränennassen Augen dem Lichte, der Freiheit entgegen. In ihrem Herzen trug sie das Bild von Guba Fericini, dem Rechtsstudenten, der sein Wort der Liebe erfüllt hatte bis in den Tod.

Zwischen Autofahrern und Fussgängern herrscht seit der Erfindung des Automobils ein Zustand, der vielleicht nicht Kriegszustand, aber gewiss mit Recht ein bewaffneter Friede genannt werden darf. Denn es gibt zwischen diesen beiden Lagern eine uralte Fehde, die nicht aufhört, bis sich entweder der Fussgänger ein Auto anschafft oder der Autofahrer wieder zu Fuss geht. Erst dann darf das Lager gewechselt werden. Sollte aber einmal das Ungeheuerliche geschehen, sollte ein Mensch die Niedertracht und Verderbtheit besitzen, an seinem Lager zum Verräter zu werden, dass er als Fussgänger Partei der Autofahrer nimmt oder umgekehrt, so muss das ins Gebiet der Psychologie geschoben und kann hier nicht behandelt werden. Unter den normalen Zeitgenossen jedoch sind die Grenzen sehr klar abgesteckt, und nur die An- oder Abschaffung eines Wagens berechtigt zum Grenzübertritt.

Diese Fehde zwischen Autofahrern und Fussgängern rührt daher, dass sie sich gegenseitig ein falsches Bild voneinander machen. Für den Fussgänger ist der Autofahrer ein rasend gewordener Kilometerfresser, der auf harmlose Leute Jagd macht, sie Staub trinken lässt, ihnen durch plötzliches Hupen kalte Schauer über den Rücken treibt und sie beim Strassenüberqueren zu Schnelligkeitsrekorden zwingt — sofern er ihnen

Die feindlichen Brüder

Ein Vermittlungsversuch

von Job. P. Scherer